Amerikanische Kuriositäten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 37

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644738

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In seiner jugendlichen Heiterkeit hatte Heinrich neben der lebensüberdrüssigen Mutter manchmal einen schweren Stand; stets wieder schlug ihn wegen Rösle das schlechte Gewissen; zugleich aber waren ihm ihre Aufenthalte im „Waldhorn" ein Trost, und ihretwegen vermied er den Bruch mit Schwester und Schwager, zu dem er Anlaß genug besessen hätte.

Ein Trost waren ihm auch seine Freunde, ein Kreis junger Leute, die bei allem Hochflug der Gedanken fest in den Ueberlieferungen der schwäbischen Heimat wurzelten und von dem Ehrgeiz beseelt waren, ihrerseits wieder den alten Ruhm der Tübinger Hochschule zu rechtfertigen, und an welchen Posten sie das Leben stellte, ihrem Ländchen Württemberg treu zu dienen.

Der liebste unter ihnen war ihm Ulrich Zeusler, ein großbegabter Mensch, der mit herzlichem Wesen eine seltene Geistesschärfe vereinigte und einen glücklichen Gegensatz zu der oft verträumten Art Landsiedels bildete, die in dunklern Wellen ging. Oft war es Heinrich, als wirke der Verkehr mit Zeusler, für den es nichts Verworrenes gab, wie ein wohltätig kühlendes Bad auf seine Seele; in schöner Ergänzung der geistigen Eigenschaften verbrachten sie viele anregende Stunden miteinander.

Da gewann Heinrich einen neuen Freund — Reinhold von Plus! Um den stolzen jungen Mann, der unvermutet in Tübingen aufgetaucht war, ging die Rede, daß er der Sohn eines deutschrussischen Großgrundbesitzers, aber wegen seiner nihilistischen Umtriebe von dem verärgerten Vater knapp gestellt und an der Schule nur auf Zusehen hin geduldet sei. Das mochte stimmen, hauptsächlich die Schmalheit seiner Mittel. Plus gönnte sich keinen Luxus, als daß er in Kleidern und Gehaben den vornehm erzogenen Aristokraten zur Schau trug, erregte aber trotz seinem zurückgezogenen Leben durch seine männliche Schönheit im Städtchen einiges Aufsehen. Zu jener gehörte ein flammend roter Bart, der mit dem dunklen Haupthaar in einem überraschenden Gegensatz stand, und das Leuchten seiner etwas kleinen, aber tiefblauen Augen. Das Geheimnisvolle in seinem Wesen zog die einen ebenso stark an, wie es die andern abstieß. Heinrich gehörte zu den ersteren.

Was ihn am stärksten mit Reinhold von Plus verband, war die gemeinsame Freude an der deutschen Poesie, der gegenseitige Austausch eigener lyrischer Strophen. Jeder erkannte dem andern ein schönes dichterisches Talent zu. Der schwungvolle Verkehr mit dem Fremdling, der alle übrigen Studenten an Weltkenntnis überragte, beglückte Landsiedel so tief, daß er die Warnungen seiner treuen schwäbischen Freunde, die Reinhold von Plus nicht über den Weg trauten, auch die Ulrich Zeuslers, in den Wind schlug.

Nun ja, das spürte auch er, der Russe war ein Mensch voller Widersprüche, in seiner äußeren, auf das sorgfältigste gepflegten Erscheinung ganz Kavalier, in seiner Rede Nihilist, der am liebsten die gesamte erbärmliche Kulturwelt unter einem mächtigen Eisenhammer zerschlagen hätte; aber dicht neben den abgründigen Regungen lag die Neigung zur tiefsten Mystik, und daraus brach ein Strom echt dichterischer Kraft.

Den allein spürte Heinrich, und er hatte auch die Genugtuung, daß Reinhold von Plus im Umgang mit ihm die Gespräche aus den Untergründen des Lebens und der menschlichen Gesellschaft ließ, dafür sich mit ihm gern über die weite Welt unterhielt, die er auf einer Reise um die Erde kennen gelernt hatte. An den glühenden Bildern, die er entwarf, erflammte in der Brust Heinrichs eine brennende Sehnsucht, selber einmal an fernen Gestaden des Ostens und Westens zu wandern; er gestand Plus jedoch, daß er diesen Durst wohl nie zu stillen vermöge, da er, durch die Liebe zu einem Mädchen gebunden, so rasch wie möglich den Lebensweg eines bescheidenen Gymnasiallehrers einzuschlagen gedenke.

„Aber Landsiedel, wie wollen Sie sich Ihre Zukunft durch ein Weib verderben lassen?" lächelte Plus geringschätzig. „Wie täten Sie mir leid. Wir können wohl nicht ohne Weiber sein; keiner hat sie notwendiger, als wer sich als Dichter entfalten will — aber heiraten? — in einer Ehe die Flügel brechen? —" Er lachte kurz und kalt, und Heinrich fror bei diesem eigenartigen Lachen.

Nie, nie durfte Plus sein Rösle sehen!

Der Zufall fügte es aber anders. Nach einer langen Abendwanderung auf dem Wöhrd trat er mit dem Freund ins „Waldhorn"; sie setzten sich, um allein zu sein, in die Oberstube, und auch Plus, der sonst ein Anhänger der Enthaltsamkeit war, ließ sich ein Glas Bier munden. Da erschien unversehens Rösle in der Tür, den Hut mit Kornblumen geschmückt, den Sonnenschirm noch in der Hand. „Guten Abend, Heinrich", lachte sie in ihrer Heckenrosenschönheit. „Eben komme ich vom Zug. Ich wollte dich überraschen!" Plus erriet, daß sie die Geliebte des Freundes sei, plauderte in unverfänglicher Liebenswürdigkeit, wie sie nur dem Ilerritterlichsten Weltmann zu Gebote steht, mit ihr und hielt sie bei ihnen fest. Heinrich, der dem Gespräch mit Wohlgefallen folgte, freute sich der natürlichen und klugen Antworten Rösles und war gespannt, wie jedes von ihnen über das andere urteilen werde, die Geliebte über den Freund, der Freund über die Geliebte.

Fortsetzung folgt.

Der Mond

Von Matthias Claudius

Im stillen, heitern Glanze,
Tritt er so sanft einher;
Wer ist im Sternenkranze
So schön geschmückt wie er?

Er wandelt still, bescheiden,
Verhüllt sein Angesicht,
Und gibt doch so viel Freuden
Mit seinem trauten Licht.

Er lohnt des Tag's Beschwerde,
Schließt sanft die Augen zu
Und winkt der müden Erde
Zur stillen Abendruh'.

Schenkt mit der Abendkühle
Der Seele frische Lust;
Die seligsten Gefühle
Gießt er in unsre Brust.

Du, der ihn mir gegeben
Mit seinem trauten Licht,
Hast Freud' am frohen Leben,
Sonst gäbst du ihn mir nicht.

Hab' Dank für alle Freuden,
Hab' Dank für deinen Mond,
Der Tages Last und Leiden
So reich, so freundlich lohnt!

Amerikanische Kuriositäten

Luftgekühlte Eisenbahnwagen sind jetzt im Sommer auf allen Linien in Gebrauch. Und zwar genießen nicht nur die Reisenden im Pullmann und Speisewagen diese Annehmlichkeit, sondern auch die gewöhnliche Polsterklasse (entspricht etwa der europäischen Zweitklasse, ist aber die billigste in U. S. A., da es hier keine Klasse mit Holzsitzen gibt) wird jetzt künstlich abgekühlt. — Im air-conditioned-Wagen bleiben die Fenster geschlossen; Lüftung und Kühlung geschieht durch die Ventilation. Die neuesten Pullmanwagen haben natürlich elektrische Kühlanlagen. Weniger neue Wagen werden mittelst richtigem Eis

kühl gehalten. An bestimmten Stationen (so daß ein Zug in vierundzwanzig Stunden dreimal frisches Eis erhält) stehen bei Einfahrt des Zuges Handwagen mit riesigen Eisblöcken bereit. Natürlich werden zuerst einmal die Trinkwasseranlagen an beiden Enden jeden Wagens mit Eis versorgt. Ein Mann sitzt auf dem Dach neben einer Oeffnung, in die er die Eisbrocken versenkt, die ihm ein anderer von unten zuwirft. Dann werden die großen Blöcke in Behälter unten an jedem Wagen versorgt, und zwar mehrere Zentner pro Wagen. Die heiße Luft, vielerorts an der Sonne 50 Grad Celsius, dringt zuerst in diese Eiskammern ein, und erst nachher gelangt sie abgekühlt durch die Ventilöffnungen in die Wagenabteile zu den Passagieren. Die Kühlung kann regliert werden und wird auf etwa 25° gehalten. — Wenn man ein solches künstlich gekühltes Abteil betritt, nachdem man in der Sonnenglut auf dem heißen Bahnstieg auf den Zug gewartet, hat man zuerst einen Schreck und meint an den Nordpol versetzt zu sein, findet es aber bald sehr angenehm. Tritt man aber aus dieser Kühle ins Freie, glaubt man in die Hölle geraten zu sein, besonders wenn sich zur Hitze noch lästige Fliegen gesellen, die es natürlich im künstlich gelüfteten Raume auch nicht gibt. Trotzdem empfindliche Leute sich einen Schnupfen holen können beim Wechsel von der Hitze in die „Kälte", besonders wenn sie keinen Mantel bei sich haben, so ist eine Reise im künstlich kühlen Zug einer solchen mit natürlicher Temperatur hundertmal vorzuziehen. Nachdem ich vierzig Stunden lang in Mexico mit 40° C im Eisenbahnwagen gereist war, fühlte ich mich nicht wie am Nordpol, sondern wie im Himmel im kühlen Wagen in den Vereinigten Staaten, und schlief wie ein Gott, trotzdem ich nicht in einem Bett war, sondern nur auf einem Sitz mit verstellbarer Rückenlehne!

100 % amerikanische Reklame ist aber wohl das Blind-Autofahren. Autofahren mit verklebten und mehrfach verbundenen Augen in dem Verkehr, wie er hier überall herrscht, wo doch sonst schon so viele Verkehrsunfälle passieren?! Jawohl! Und zwar behauptet der junge Mann, beim Blindfahren sei ihm noch gar nie etwas passiert, während er beim Sehendlenken auch schon ab und zu mal ein Schutzblech „geliefert" habe. Billy Russell heißt der Jüngling, der im ganzen Reiche Aufsehen mit seiner Blindfahrerei erregt und sich so seinen Lebensunterhalt verdient. Ein überschlanker, blonder, nervöser Mensch verklebt sich vor den Augen des Publikums seine Augen mit einem breiten Leukoplast, bindet sich ein von jedem Zweifler beaugenscheinigtes dickes schwarzes, absolut undurchsichtiges Tuch vor's Gesicht und beginnt Punkt 4 Uhr — wie in den Lokalblättern angekündigt — seine Tournee durchs Städtchen, nicht ohne vorher gesagt zu haben, welche Geschäfte er besuchen werde. Es geht alles programmäßig: das Auto parkiert gemäß der Verkehrsvorschriften und am richtigen Ort, und er tastet sich in den Laden, kauft etwas oder unterhält sich mit dem Inhaber und setzt seine Fahrt fort. Kehrt schließlich, nachdem er sich noch an einer Tankstelle mit Benzin versehen, in die Chevrolet-Garage zurück. Die Fahrt hat ca. 35 Minuten gedauert. — Der junge Mann ist vollkommen erledigt. Das schwarze Tuch, das wiederum jeder inspizieren kann, ist naß geschwitzt. Erschöpft sinkt er auf einen Stuhl und trinkt das dargebotene Glas Wasser. Rafft sich dann aber auf, um uns den Trick zu erklären. — Es ist kein Trick. Sondern durch lange Uebung hat er es tatsächlich dazu gebracht, sicher fahren zu können, ohne zu sehen. „Wenn man nichts sieht, wird man durch nichts abgelenkt und kann sich ganz auf seine Aufgabe, das Lenken des Automobils konzentrieren. „Und natürlich wird ihm mit einem Chevrolet, Modell 1936, seine Arbeit unendlich erleichtert, da diese Wagen ja einfach wunderbar zu handhaben sind! — Bezahlt wird Billy für seine Vorführung erstens vom Chevrolethändler des Ortes, dann auch von jedem Geschäftsbesitzer, den er auf seiner Fahrt mit seinem Besuche beehrt hat. Jedenfalls kriegt er soviel, daß es sich lohnt, blind zu fahren — trotzdem es sehr anstrengend ist — und daß er es sich sogar leisten kann, nur einmal wöchentlich so zu „arbeiten".

Bern in Blumen

Elisabeth Schlachter

Schöne Stadt — daß ich dich schaue!
Bist wie eine holde Fraue
In des Sommers reichem Schmuck!
Hast das Festkleid angezogen —
Ueber Pfeiler, Tür und Bogen,
Ueber grauem Mauerstück.

Gleißt's und glimmert's wie Edelsteine!
Blumen, Blumen! — Ach, ich meine:
Wer dich so gesehen hat,
Nimmer kann dein Bild ihm schwinden,
Nein, du wirst sein Herze binden,
Liebe, schöne, traute Stadt!

* * *

Sternstunde der Liebe

Von Albert Leitich

Ehe das erste Ehejahr zu Ende ging, legte man Brigitte Mahr ein Kind in den Arm, einen schönen, wohlgebildeten Knaben, der die strahlenden blauen Augen der Mutter hatte, und in überströmender Seligkeit lachte sie ihren Gatten an, als er ihr dankbar die schmalen Hände küßte.

Niemand konnte ahnen, daß damals schon das Unheil auf dem Wege lauerte. Kaum war der kleine Rolf drei Jahre alt geworden, fing es an. Allmählich erlosch das Feuer in den Augen der jungen Frau, ihr Lachen wurde seltener, ihre Gedanken schienen abzuirren und in die Ferne zu schweifen, und wenn Georg Mahr sie plötzlich fragte: „Woran denkst du? Was hast du, Brigitte?" dann erschrack sie und sagte verwundert: „Ich? Was sollte ich denn haben?"

Erst dachte er, sie sei krank, und da tat sie ihm leid. Dann hielt er ihre Verstimmung für Laune und ärgerte sich.

„Du beschäftigst dich zu wenig, Brigitte. Früher sah ich stets ein Buch in deiner Hand, jetzt sehe ich dich fast nie mehr lesen. Warum nicht?"

Sie antwortete nicht.

Einmal, als sie auf der Treppe stolperte und er maßlos erschrack, rief er voll Aerger: „Ja, sag mal, Brigitte, hast du denn die Stufen nicht gesehen?! Es ist doch heller Tag!"

Da begann sie plötzlich fassungslos zu weinen.

Eines Tages sagte sie ihm, sie wolle in die Stadt fahren und einen Arzt aufsuchen. Sie fühle sich nicht ganz wohl.

Als sie zurückkam, war sie sehr blaß und still. Seinen besorgten Fragen wich sie aus, und den Namen des Arztes wollte sie nicht nennen. Da ärgerte er sich wieder.

Er trat einmal unversehens in ihr Zimmer und sah wie sie, bald das eine bald das andere Auge mit der Hand verdeckend, zu lesen versuchte. Da rang sich ein entsetzter Schrei von seinen Lippen, und in wortlosem Entsetzen umschlang er die Frau, die so still, so heldenhaft wie eine Dulderin getragen hatte, was sie allein als unabweisbar hatte kommen sehen . . .

Nun begann eine förmliche Hetzjagd nach allen möglichen Großstädten der Welt, um bei den berühmtesten Aerzten Rat und Hilfe zu suchen. Es gab immer dieselben langweiligen Untersuchungen, die gleichen Versuche mit dem Augenspiegel, endlich das gleiche, stumme, hoffnungslose Kopfschütteln.

Die lichtlosen Augen, die so ungeblendet in die Sonne schauten, konnten nicht mehr sehen, aber die arme, junge Frau erriet den Urteilsspruch der Aerzte auch so. Keine rettende Operation konnte ihr je wieder das Augenlicht geben. Es wurde von Tag zu Tag schwächer, dann erlosch eines Morgens auch der letzte undeutliche Schimmer, und es kam die lange, tiefe, schwarze Nacht.